



## Lancelot, der

Anne Betten

### *Wie Lancelot eine Jungfrau und einen Knappen ins Feld der historischen Linguistik führte.*

*Erinnerungen an ein sprachwissenschaftlich-mediävistisches Proseminar,  
Regensburg 1979*

- Dozenten: Anne Betten (Dt. Sprachwissenschaft),  
Stefan Weidenkopf (Mediävistik)
- Teilnehmer: Karin Donhauser (schon mehrfach als vielseitig interessiert und beredt aufgefallene Studentin, zur Teilnahme am Seminar eingeladen),  
Kari Keinästö (finnischer Prosa-Lancelot-Interessent, zum leichten Schrecken der noch nicht allzu tief in den Text eingearbeiteten Seminarveranstalter zur Teilnahme an diesem Seminar eigens nach Regensburg gekommen),  
Marie Louise Senghor (senegalesische Stipendiatin, von der sie betreuenden Anne Betten zur Gast-Teilnahme eingeladen)  
und einige andere, deren Beiträge nicht in Erinnerung geblieben sind.

Das Seminar fußt auf dem von Kluge (1972) herausgegebenen Textauschnitt ‚Der Karrenritter. Episode des mhd. Prosa-Lancelot‘.

**Weidenkopf:** Zu Beginn des Seminars möchte ich etwas zum Text und zu der Ausgabe sagen, die wir dem Seminar zugrunde legen. Ich stütze mich dabei auf die Rezension von Koppitz (1974). Nach Edward Schröders Feststellung von 1923, dass der deutsche Lancelot in Prosa ein Werk aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts sei, wurde die Forschung auf diesen Roman eigentlich erst richtig aufmerksam. Reinhold Kluge (gestorben 5.12.1973) nahm die schwere Aufgabe auf sich, das monumentale Werk für die Reihe ‚Deutsche Texte des Mittelalters‘ zu edieren. Seit Sommer 1974 liegen alle drei geplanten Bände vor. Dankenswerterweise hat Kluge auch einen der wichtigsten Abschnitte dieses Romans, die Karrenritter-Episode, in der von Kurt Ruh betreuten Reihe ‚Kleine deutsche Prosa-

denkmäler des Mittelalters' herausgegeben. Das Heft bringt nicht lediglich einen Abdruck der betreffenden Seiten des ersten Bandes der großen Ausgabe (Berlin 1948), sondern bietet auch einige Veränderungen, wenn auch...

**Unterbrechung Betten:** Entschuldige, Stefan, vielleicht wollen wir heute dazu noch nicht in Details gehen, denn die philologischen, editorischen und literaturwissenschaftlichen Aspekte sollen ja von Dir in unserer zweiten, von Dir geleiteten Sitzung genauer behandelt werden? Aber vielleicht sollten wir unseren von weither gekommenen Seminarteilnehmer Kari Keinästö, den ich hiermit herzlich bei uns willkommen heiße, fragen, wie es kommt, dass er sich in Finnland schon ausgiebig mit diesem Textkorpus befasst hat und was ihn daran besonders interessiert?

**Keinästö:** Joo, ich freue mich hier zu sein und bin sehr gespannt auf dieses Seminar. 1957 haben die Prosa-Lancelot-Studien des Finnen Pentti Tilvis, seine Dissertation, erschienen in den *Annales Academiae Scientiarum Fennicae* im Verlag Akateeminen kirjakauppa, eine grundlegende Krise in der Überlieferungs- und Provenienzforschung ausgelöst, in der bis heute noch keine feste Position bezogen werden konnte. Meine eigene Motivation möchte ich so zusammenfassen: Die Text- und Sprachgeschichte der anonymen mhd. Prosa-Lancelot-Übersetzung lässt jetzt immer deutlicher erkennen, dass diese gewaltige Prosakompilation nur diskontinuierlich in mehreren Übersetzungs- und Bearbeitungsetappen entstanden sein kann. Es wurde eine zweistufige Entstehung des Werkzyklus mit PI als dessen erster Texthälfte und mit PII einschließlich PIII als dessen zweiter Texthälfte postuliert. Die zeitliche Differenz zwischen diesen Werkhälften wurde hypothetisch auf rund 50 Jahre eingeschätzt. Aber ich wage aufgrund der neuen, sprach- und stilorientierten Untersuchungsmöglichkeiten und auch meiner eigenen Pilotstudien jetzt schon vorauszusagen, dass sich die zeitliche Differenz zwischen PI und PII, d. h. zwischen dem ältesten und jüngsten Zyklusteil, sogar bis auf fast 200 Jahre erhöhen kann. Dies beabsichtige ich in einer Dissertation über die Lexik und Syntax der Infinitivkonstruktionen, die ich hier in Regensburg schreiben möchte, und danach mit weiteren Untersuchungen zur lexikalisch-syntaktischen Varianz der sogenannten Nahtstellen der narrativen Handlungsabschnitte nachzuweisen.

**Betten:** Oho, da haben Sie sich ja einiges vorgenommen! Da werden Sie Regensburg und dem Prosa-Lancelot ja noch lange, weit über unser Seminar hinaus treu bleiben? Klingt ja schon fast wie lebenslang. Als Refe-

## Lancelot, der

ratsthema dürfen wir dann bei Ihnen speziell auf die Infinitive zurückkommen?

**Keinästö:** Selbstverständlich!

**Weidenkopf:** Ich schlage vor, dass wir gleich einmal mit dem ersten Satz beginnen:

*Alsos ist Lancelot verlorn, so das nymand weiß ob er dot oder lebende sy, und was der konig Artus vnd sin hof aller so sere darvmb zu vngemach das kein freud dajne was. (1-4)*

Was fällt Ihnen da im Vergleich zum Neuhochdeutschen auf?

**Donhauser:** Auf jeden Fall amal die Stellung des finiten Verbs in dem mit *und* angeschlossenen Satz. Ich nehm amal an, dass es sich um einen sogenannten Präsentationssatz handelt, dessen spezielle Funktion darin besteht, neue Referenten in den Diskurs einzuführen. Diskursesemantisch halte ich den Satz nicht für elaborativ, eher stellt er eine koordinative Anbindung dar, die Ereignisse und Situationen möglichst selbstständig im Diskurs platziert.

**Betten:** Ich sehe, Sie sind schon gut in die Terminologie der modernen Linguistik eingearbeitet, sicher schon in Vorbereitung auf Ihr geplantes Jahr in der Linguistenhochburg Edinburgh. Da haben jetzt vielleicht nicht alle Seminarteilnehmer ganz folgen können. Zusätzlich sind natürlich noch die Besonderheiten der mhd. Satzstellung nach *und*-Anschlüssen zu berücksichtigen. Vielleicht könnten Sie, Frau Donhauser, das bis zur übernächsten Sitzung gleich mal anhand einer mhd. Grammatik vorbereiten? Ziehen Sie dafür weitere Beispiele aus dem Text heran, so gleich Zeile 9ff.:

*Zu letst fand sie in yren buchern das er in irm lande von Kornewail were und were ußer sinnen, nacket vnd barfuß. (9-11)*

Außerdem könnten Sie noch einen mich besonders interessierenden Konstruktionstyp, die mhd. *da/do*-Sätze, ahd. *thô*, mitbehandeln, wie etwa in Zeile 20ff.:

*Da begund er gedencken vmb das groß leit das er gelitten hett vmb sin frauen, der fruntschaft er nymer gewinnen wonde, etc. (20-23)*

**Donhauser:** Ich hab kürzlich gelesen, dass *thô* im Althochdeutschen verschiedene Funktionen übernimmt, die generell den Bereichen der

Diskursgliederung und der Informationsstrukturierung zuzuordnen sind. Darüber hinaus werde es über das bloße Anzeigen von Episodenanfängen auch dafür verwendet, um wichtige Handlungsschritte im Ablauf einer Geschichte auszuzeichnen; es trägt damit also zur Unterscheidung von Vorder- und Hintergrund im Handlungsablauf bei. Das dürfte für das Beispiel Z. 20 heranzuziehen sein. Für die derzeitige Forschungssituation ist dies kein uninteressantes Ergebnis, ich würde es dann aber auch in Zusammenhang mit seiner Stellung im Satz, und zwar vom Althochdeutschen bis heute, untersuchen. Ich vermute jetzt schon eine unterschiedliche temporal-semantische – und damit auch informationsstrukturelle – Beschaffenheit der verschiedenen Satzmuster.

**Betten:** Ja, dann dürfen wir auf Ihre kommenden Beiträge zum Thema also schon heute gespannt sein! (LACHT). – In Zeile 20 haben wir ja nun auch schon eine der Infinitivkonstruktionen, die Sie, Herr Keinästö, genauer untersuchen wollen. Können Sie dazu schon ein wenig sagen?

**Keinästö:** Joo, dazu habe ich schon einige Hypothesen. Auf der vorhin schon angesprochenen Suche nach werkteilspezifischen Spracheigenarten des Prosa-Lancelot haben sich die Infinitivkonstruktionen als besonders ertragreich bewährt. An Ingressivperiphrasen, wie der hier vorliegenden, scheint sich da einiges beobachten zu lassen: Das Verb *beginnen* beherrscht erwartungsgemäß die Szene auf dem Aktionalfeld, so vor allem in PI, wie mir scheint. Ab dem zweiten Werkteil gesellen sich dazu die Konkurrenten *anheben* und *anfangen*, und im dritten Band treten die *anheben*-Belege im Verhältnis zur Textlänge besonders häufig auf, und dazu kommt noch, dass sie ungefähr ab der Mitte dieser Erzähleinheit wieder drastisch zugunsten von *beginnen* abnehmen. Wieweit dies inhaltlich-kontextuell oder textgeschichtlich bedingt sein kann, lässt sich noch kaum beurteilen. Das Verb *anfangen* kommt nur in PII vor. So viel weiß ich jetzt schon, hoffe es aber in Zukunft genauer, auch statistisch, belegen zu können.

**Betten:** Oh, da haben Sie ja offenbar schon sehr gründliche Vorstudien gemacht. Können Sie denn zum vorliegenden Beispiel *Da begund er gedencen* schon etwas mehr sagen, zum Beispiel zu dem Fehlen von *zu*?

**Keinästö:** Joo, ich glaube, der Einsatz oder Nicht-Einsatz der als diachron-innovativ geltenden Infinitivpartikel *zu* korreliert mit den Altersstufen der Kompilationsteile, so etwa fast spiegelbildlich bei *beginnen* in PI und PII. Der hohe Anteil der Null-Infinitive in PI wird noch dadurch

verstärkt, dass die *zu*-Markierungen ab der Mitte von PI, also in dessen zweiter Texthälfte, sehr selten werden – wohl ein Indiz für textgeschichtliche Zäsurbildungen.

**Betten:** Dazu passt ja unser Beleg hervorragend. Es wäre schön, wenn Sie bis zu einer der nächsten Sitzungen die *beginnen*-Belege mit und ohne *zu*, eventuell auch in Verbindung mit der Varianzbreite der Infinitivlexik, wie hier *gedencken vmb*, etwas weiter verfolgen könnten. Das wäre schon mal ein konkretes Thema. – Ich hoffe, dass wir jetzt die anderen Teilnehmer, von denen die meisten noch über keine spezielleren sprachhistorischen Kenntnisse verfügen, nicht zu sehr eingeschüchtert haben?! Möchte jemand von Ihnen mal eine Anmerkung oder einen Themenvorschlag machen?

**Weidenkopf:** Es wäre vielleicht gut, wenn Du vor der Anregung weiterer syntaktischer Themen mal über die Interpunktion in unserer Textausgabe etwas sagen würdest. Das gehört ja schließlich irgendwie zusammen.

**Betten:** Ja, stimmt. Das hätte ich jetzt beinahe vergessen. Also: Für Texte, in denen der neuhochdeutsche Satzbegriff und vor allem die in neuhochdeutscher Zeit analog entwickelte Interpunktion zugrunde gelegt sind, ist selbstverständlich anzunehmen, dass der Autor alles, was er zwischen zwei Punkte gesetzt hat, seinen kommunikativen Absichten entsprechend als diesem Satz irgendwie zugehörig betrachtet wissen will. Überall dort jedoch, wo wir diese Anweisung nicht eindeutig mitgeliefert bekommen, treten Abgrenzungsprobleme auf. Dies trifft nicht nur für die Verschriftlichung von Tonbandaufnahmen des heutigen Deutsch zu, womit ich mich in letzter Zeit viel beschäftigt habe, sondern aufgrund der Interpunktionsproblematik in fast entsprechender Weise für die Segmentierung der mittelalterlichen und auch noch der frühneuhochdeutschen Texte in Sätze. Kluge hat zu seiner Edition des Prosa-Lancelot selbst gesagt, dass allen in der Handschrift verwendeten Interpunktionszeichen keine konstante Bedeutung im Sinne einer Zeichensetzung zuzuerkennen sei, da sie zu ungleichmäßig und oft an falscher Stelle auftreten. Deshalb habe er die handschriftliche Zeichensetzung nicht berücksichtigt. In bisherigen Untersuchungen zur historischen Syntax wurde meistens an den Interpunktionsentscheidungen der Herausgeber festgehalten, in die unsere vom heutigen Gebrauch geprägte Vorstellung von Sätzen, Teilsätzen und Satzgliedern mit eingeflossen ist. In jüngster Zeit aber mehrten sich die Versuche, als Grundlage für syntaktische Untersuchungen nicht nur die Originalinterpunktion, sondern auch die der Herausgeber zu ignorieren und

die Segmentierung der Korpora in Sätze ganz von außen als Interpretationsleistungen des Deskribenten heranzutragen – wie es etwa Greule bei seiner Otfrid-Syntax oder Korhonen bei seinen Luther-Analysen tun. Sie gehen dabei von valenzorientierten Modellen aus. – So viel fürs Erste, vielleicht schon etwas zu lang geraten. Gibt es weitere Fragen Ihrerseits?

**Senghor:** Anne, was heißt in ligne 4 *Wann sin frauw von dem Lack die weind so jnniclich?* Was heißt *von dem Lack?*

**Betten:** Zeile 4. Möchte das jemand von Ihnen erklären?

**Keinästö:** Dieses erste Zeugnis für die deutsche Erzählprosa des Mittelalters ist eine Übersetzung der altfranzösischen Prosatrilogie ‚Lancelot propre‘, ‚La Queste del Saint Graal‘, ‚La Mort le Roi Artu‘, die Anfang des 13. Jahrhunderts entstanden ist und auf eine breite altfranzösische Erzähltradition hinweist. Die deutsche Schreibung *Lack* entspricht dem frz. *lac*, also ‚die Frau vom See‘.

**Betten:** Danke. Die Namen wären natürlich ein eigenes Thema. Stefan, könntest Du dazu und auch zum Verhältnis der weitgehend französischen Vorlagen der mittelhochdeutschen Literatur in der nächsten Sitzung ein paar Ausführungen, eventuell auch Referatsvorschläge machen?

**Weidenkopf:** Da ich mich seit längerer Zeit mit Konrads von Würzburg in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erscheinener Verserzählung ‚Der Schwanritter‘ befaße und dabei auch mit den Namen, im Werk und in der Widmung, möchte ich zunächst hierzu ein paar Anmerkungen machen, die ich kürzlich in einem längeren Artikel zu diesem Werk niedergelegt habe. Sie könnten zum Vergleich mit der Namengebung in dem zum Stoffkreis der Artusepik gehörenden Lancelot-Roman kontrastiv herangezogen werden. Die Schwanritter-Erzählung selbst und die sie beschließende Nennung der Grafen von Geldern, Cleve und Rieneck – wiewohl als Nachkommen des Schwanritters bezeichnet – erschienen der Forschung lange ohne innere Verbindung. Die Bindung der Schwanritter-Sage an historische Namen ist aber für diese literarische Tradition insgesamt konstitutiv. Nicht nur wird die Figur von zahlreichen niederrheinischen Adelsgeschlechtern als Ahnherr in Anspruch genommen; die ältesten poetischen wie chronikalischen Zeugnisse ordnen das erzählte Geschehen selbst ausnahmslos dem Haus Bouillon zu. Die zentralen Denkmäler der Tradition sind dabei in den fünfteiligen Zyklus der ‚Chansons de la Croisade‘ eingegliedert. Als geeignete Erlebnisse sind Daten aus dem Leben

## Lancelot, der

des normannischen Grafen Roger von Toëny (gestorben 1038) entdeckt worden, der Großvater der ersten Gattin Balduins (des Bruders Gottfrieds von Bouillon) war; als Zeichen figuriert in diesem Erklärungsversuch der Schwan. Die Schwanritter-Geschichte wird aus der Perspektive der verwaisten Herrschaft erzählt, in die der unbekannte Ritter eintritt und der er sich wieder entzieht. Die Geschichte Rogers kann aber in der Perspektive des normannischen Hauses nur als Hinausziehen des Ritters aus dem eigenen Land in das fremde, Gewinnung der Braut in der Ferne und glückliche Wiederkehr (mit Braut!) erscheinen und erinnert werden, wie Rogers überlieferter Beiname *Hispanicus* belegt.

**Betten:** Das verspricht ja vielfache spannende Vergleiche zwischen den Traditionen der Artusdichtung und der Kreuzfahrerdichtung! Dazu also ab der nächsten Sitzung mehr. Heute möchte ich nun noch einige weitere sprachwissenschaftliche Themen ansprechen, wenn möglich auch vergeben. Im Bereich der Morphosyntax scheint mir auch der Imperativ interessant zu sein, schauen Sie sich mal folgende Beispiele an:

Z. 26: *Sag mirs*

Z. 36f.: *jr solt hie mit mir verliben*

Z. 51f.: *Nu geet mir vrlöb vnd laßt mich farn!* (Bei der Satzzeichensetzung denken Sie immer an das, was ich vorhin ausgeführt habe!)

Z. 81f., ganz besonders interessant!: *Jst er hie, so thut yn herfur komen!*

Etc., etc. Kann sich jemand von Ihnen für dieses Thema erwärmen?

**Donhauser:** Wenn ich es recht überlege, möcht ich eigentlich mit diesem Thema beginnen. Ich würde mich zwar lieber mit dem Imperativ in der Gegenwartssprache beschäftigen, aber man muss der Analyse ja sowieso eine gewisse historische Tiefe geben. Der Terminus ‚Imperativ‘, oft auch ersetzt durch Ausdrücke wie ‚Modus des Befehlens‘ oder ‚Modus der Aufforderung‘, zählt ja wohl zum traditionellen und gut etablierten Begriffsinventar der Sprachwissenschaft und wird in den grammatischen Darstellungen zum Deutschen mit großer Selbstverständlichkeit gehandhabt. Er scheint mir aber in den letzten Jahren zu Recht in den Fokusbereich sprachwissenschaftlicher Problemstellungen geraten zu sein. Kein Wunder, steht er doch im Kontext der intensiven Auseinandersetzung um den Modusbegriff und das spezifische Modussystem des Deutschen; als eine auf Sprechakte wie Befehl und Aufforderung beziehbare und bezogene grammatische Größe bietet er einen naheliegenden Ansatzpunkt für die Frage nach dem Verhältnis von Grammatik und Pragmatik. Eine Auseinandersetzung mit der grammatisch-historischen Entwicklung des

Imperativbegriffes erscheint mir daher höchst angebracht. Ich denke an eine morphologische, semantische und funktionale Bestimmung. Natürlich nicht nur die 2. Person Sg. betreffend, sondern das ganze Imperativparadigma und alle ‚Ersatzformen‘ oder ‚Umschreibungen‘: Die angesprochenen Stellen geben ja schon ganz interessante Beispiele dafür. Ja, also ich mach das mal zuerst.

**Betten:** Sehr schön, freut mich. So wie Sie es jetzt schon darstellen, könnte sich das natürlich zu einer größeren Untersuchung ausweiten. Ich bin gespannt! – Ein weiteres ergiebiges Thema wäre die Untersuchung der Negation, ich weise hier nur auf ein paar Beispiele hin:

Z. 69f.: *ich wil das vffyn bezúgen das es nit enist.*

Ich springe mal etwas zu einem späteren Teil, denn wir wollen ja im Laufe des Semesters den ganzen Text in den Blick bekommen. Nochmals zweifache, wenn nicht dreifache Negation:

Z. 1143ff.: *‚Nein herre‘, sprach der ritter, ‚durch gott gnade, die abenturen beide enmag ein man nicht geenden;*

Direkt daneben findet sich aber auch einfache Negation, z. B.

Z. 1161f.: *Vnd des ritters sun [...] sprach das zwen ritter one knecht nit wol riten mochten*

Z. 1350: *‚ich enweiß nach wem ir fragent...‘*

Oder aber eine Form wie

Z. 1316f.: *das nymand so kúne sy der im anders icht thú dann als...*

**Donhauser:** Dieses Thema finde ich eigentlich auch ganz reizvoll, sollte noch Zeit bleiben, könnte ich vielleicht später noch etwas dazu machen. In einer Althochdeutsch-Veranstaltung habe ich nämlich schon etwas über das Phänomen der ‚Mehrfachnegation‘ gehört, das ja in anderen Zusammenhängen auch als ‚Negationskongruenz‘ beschrieben wird, und ich könnte mir gut vorstellen, mich mal näher mit Aufbau und Organisation des Negationssystems zu beschäftigen. Bislang wird man ja immer noch zurückverwiesen auf die grundlegenden Arbeiten von Behaghel (1918) und (1923), in denen der deskriptive Befund der Grammatiker des 19. Jahrhunderts synoptisch zusammengefasst ist. Das mhd. *en-* entspricht ja im Althochdeutschen der präfiniten Partikel *ni*. Das Beispiel Z. 1316f. verweist auf die zweite Gruppe der *n*-losen und *n*-haltigen Indefinitpronomina, die in Verbindung mit der präfiniten Partikel *ni* (mhd. *en-*) ebenfalls zum Erscheinungsbild des Nebeneinanders von einfacher und



mehrfacher Negationskennzeichnung beitragen. Dabei unterscheiden sich die *n*-losen Indefinita wie ahd. *uuht*, in unserem Beispiel wohl *icht*, die in negativen Sätzen ebenso wie in positiven, nicht-affirmativen Sätzen gebraucht werden, noch einmal von der ebenfalls „*n*-losen“ Gruppe von Indefinitpronomina wie etwa ahd. *eteswaz*, die ihrerseits nur in positiv-affirmativen Sätzen zum Einsatz kommen. Aufgrund der Häufigkeit der ahd. präfiniten *ni*-Belege möchte ich jetzt schon mal vermuten, dass diese im Althochdeutschen in negierten Sätzen obligatorisch sind. Ich könnte zum Beispiel im Rahmen dieses Seminars untersuchen, ob Ähnliches auch für das Mittelhochdeutsche gilt.

**Betten:** Ihre Begeisterungsfähigkeit für sprachwissenschaftliche Fragestellungen ist ja wirklich überwältigend! Ich bitte jetzt nur die anderen Seminarteilnehmer, sich nicht allzu überrollt zu fühlen oder gar zurückzuziehen. Wir freuen uns hier auch auf Beiträge, die zunächst von dem empirischen Befund ausgehen und Erläuterungen in den derzeit gängigen Grammatiken suchen! – Unsere Zeit ist nun heute leider schon fast abgelaufen, so dass ich Kollegen Weidenkopf bitten muss, mir zu Beginn der nächsten Sitzung noch Gelegenheit zur Vorstellung weiterer, mich persönlich besonders faszinierender Themen zu geben, so etwa die mhd. *wann/wenn(e)*-Sätze (s. schon Z. 4!), verbunden mit der Frage nach den Möglichkeiten einer klaren Haupt- und Nebensatzbestimmung in unserem Text. Und natürlich überhaupt das Phänomen der Satzkomplexität. Als lohnend notiert habe ich mir ferner die Gestaltung der Redeszenen, mit oder ohne *inquit*-Formeln, sowie die Verwendung der Antwortpartikeln *Ja* und *Neyn*, die oft in eigenartiger Verbindung mit den Personalpronomina stehen, wie z. B.

Z. 1456f.: ‚*Neyn ich, herre’, sprach sie*

**Keinästö:** Joo, ich könnte mir vorstellen, das einmal genauer zu untersuchen, vor allem wie die bei den Antwortpartikeln realisierten Pronomina aussehen!

**Betten:** Wunderbar! Aber leider müssen wir für heute endgültig Schluss machen. Die nächste Seminargruppe stürmt schon den Raum.

---

Die Richtigkeit dieser Erinnerungen lässt sich anhand folgender Publikationen überprüfen: Betten (1980: 39f.), Betten (1987: passim); Donhauser (1986: 13f. und passim), (1998b: 283, 288, 297), Donhauser & Petrova (2009a: 14f.); Keinästö (1986: 4f.), (1990: 56–60), (1998: 214); Koppitz (1974); Weidenkopf (1979: 297f., 300–302).

